

Warum sozialistisches und christliches Engagement verwandt sind

Autor(en): **Landolt, Madeleine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **84 (1990)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Warum sozialistisches und christliches Engagement verwandt sind

Lange habe ich mir dieses Referat im Kopf hin und her geschoben. Wo sollte ich beginnen, wo sind für mich wichtige Zusammenhänge, wo wurden Weichen für mein eigenes Handeln gestellt? Und vor allem, warum habe ich heute diese und keine andere Haltung und vertrete sie auch noch öffentlich?

Ich wollte mich heute mit meinen Worten erklären können und wegrücken von der mir schon angeeigneten männlichen Parlamentssprache, die mir eigentlich fremd ist. Darum ist dieses Referat auch sehr persönlich.

Sicher tat es mir auch gut, zu überlegen, warum ich mich ins politische, seit neustem auch ins kirchliche Geschehen einmische und trotz allen Schwierigkeiten immer noch daran glaube, dass ich gemeinsam mit Gleichgesinnten etwas bewegen kann.

Religiös-soziales Elternhaus

Der prägendste Abschnitt für meine Haltung heute waren sicher meine Kindheit und meine Eltern.

Aufgewachsen bin ich in Steinhausen, knapp ausserhalb der Stadt Zug, zu dieser Zeit nach 1949 noch ein katholisches Bauerndorf mit ca. 900 Einwohnern. Unsere Familie war eine der ersten protestantischen und auch eine der ersten «roten» in den neuen, vom SMUV erbauten Mietblöcken. Weitere 35 Familien zogen mit uns ein, und wir waren den Bauern vermutlich recht suspekt.

Meine Eltern waren Anhänger von *Leonhard Ragaz*, von dem sie auch getraut wurden und dessen Vorträge sie in Zürich oft besuchten. Vor allem mein Vater erzählte uns vier Kindern viel von Ragaz' Gedankengut und stellte somit hohe Wertansprüche an uns und an unsere Lebensgestaltung.

Es wurde schrecklich viel diskutiert und später auch gestritten.

Wir Kinder lebten auf engem Raum zwischen all den Büchern über Gesellschaftspolitik, Sozialismus, Marxismus. Aber auch naturwissenschaftliche und mathematische Bücher waren in Hülle und Fülle vorhanden.

Was uns Kindern zu mühsam zu lesen war, wurde uns am Abend im Bett von Vater und Mutter vorgelesen. So lernte ich Gottfried Keller, Heinrich Pestalozzi und Jakob Bossard kennen, um nur einige zu erwähnen.

Kein typischer Proletarier-Haushalt, denke ich heute. Mein Vater war Mechaniker und meine Mutter Keramikmalerin, aber sie vertraten immer die Auffassung, dass Kultur etwas sehr Wichtiges für die Arbeiter sei und die Arbeiter auch ihre eigene Kultur besässen, nicht nur die Bürgerlichen. Die Arbeiter sollten stolz auf diese Kultur sein und sie auch für ihre Identität pflegen.

Oft erinnere ich mich heute noch an die vielen Gespräche über den *Zweiten Weltkrieg* – über die vielen Kriege auf der Welt, und warum sie entstanden sind. Aber auch über das Elend, das das Dritte Reich über viele Menschen, Juden, Sozialisten, Kommunisten, Zigeuner und Homosexuelle gebracht hat.

Die Losung «*Nie wieder Krieg*» war nicht nur ein Schlagwort für uns. Über diese Vergangenheit dürfe nie Gras wachsen, meinten meine Eltern. Daher rührt auch heute noch mein Einsatz für den Zivildienst oder für die Initiative für eine Schweiz ohne Armee und eine umfassende Friedenspolitik. Oft hatte ich auch Alpträume von fallenden Bomben und schreienden Menschen. Ich kann mir sehr gut die Resultate von kalter Kriegspolitik und Aufrüstung vorstellen.

Wir Jungen sollten uns für eine lebenswertere Zukunft einsetzen – dies waren immer die Ziele, die uns vor Augen gestellt wurden. An der Ausbeutung der Menschen und der Natur dürften sich Sozialisten und Christen nicht beteiligen, waren, einfach gesagt, die Standpunkte, die meine Eltern vertraten.

Rückblickend muss ich sagen, dass diese Ansprüche an uns auch oft belastend waren. Und doch, heute sehe ich, wie schwierig es ist, Theorie und Praxis auf einen Nenner zu bringen. Im Laufe der Jahre musste ich auch einiges korrigieren, um mich überhaupt noch sinnvoll einsetzen zu können und nicht unterzugehen.

Aber meine *Betroffenheit über Unterdrückung* jeder Art ist geblieben und ist auch heute noch der Motor, der mich antreibt, um nicht stumm und handlungsunfähig zu werden.

Repression als Kindheitserinnerung

Zurück nach Steinhausen. Ihr könnt Euch ja vorstellen, auf welchen Widerstand wir bei Einheimischen gestossen sind. Auch wenn die meisten oft gar nicht wussten, welche Haltung mein Vater hatte – er bekam den Stempel des «Kommunisten».

Wir Kinder lernten, uns zur Wehr zu setzen, auch körperlich. Meiner Mutter wurde 1956 in den Läden für unseren Lebensunterhalt nichts mehr verkauft. Sie hatte es ungeheuer schwer, liess sich uns gegenüber fast nichts anmerken, hielt solidarisch zu ihrem nicht einfachen Ehemann und gab uns viel Wärme.

Mein Vater wurde bedroht und hatte vor allem Angst um seinen Arbeitsplatz bei der L & G, wo er oft zum Chef zitiert wurde.

Der katholische Pfarrer half uns dann recht mutig. Der protestantische Pfarrer aus der Nachbargemeinde, der für uns zuständig war, liess sich nicht blicken. Wie so viele seiner Kollegen sass er lieber mit etablierten Bürgerlichen zusammen, die nicht seine Interpretationen des Christentums hinterfragten wie mein Vater.

Es ging ja nicht nur unserer Familie so, andere Linke in der Schweiz hatten noch viel mehr zu leiden unter den Repressionen.

Ich hasste oft die «primitiven» *Bauern*, die so schlecht zu ihren Tieren schauten,

ihren Boden nicht schätzten – ihn später auch teuer verkauften oder selbst Wohnungen darauf erstellten und sogar zu Millionären wurden.

In der Schule lernten wir bei den Nonnen den Spruch: «Bauernstand – heiliger Stand», und mein Vater machte sich zynisch über diesen lustig.

Jeden Morgen früh mussten meine Mitschülerinnen und Mitschüler in die Kirche, und wir standen draussen. Später gingen wir dann mit ihnen in die Maiandacht und lauschten den schönen Geschichten.

Sonntags gingen sowieso alle Einwohner wenigstens einmal zur Kirche, und werktags ging dann die Hatz gegen uns wieder los. «*Schöne Christen*», dachte ich damals, sicher aber auch ein wenig neidisch auf ihre Machtstellung und vor allem auf die schönen Prozessionen und sonstigen Kirchenfeste.

Meine Eltern waren eigentlich immer offen für Gespräche mit den bäuerlichen Nachbarn, aber mein Vater vor allem nahm kein Blatt vor den Mund. Er sammelte auch Unterschriften für politische Anliegen, z.B. die Chevallier-Initiative und kam dabei in grosse Diskussionen über die Aufrüstung der Schweizerarmee.

Die *Arbeiter* waren zu dieser Zeit sehr auf sich alleine gestellt, konnten wenig auf die Kirche zählen und ihre Haltung ihr gegenüber war auch dementsprechend. Ihre eigene Solidarität bei Arbeits- und Lohnkonflikten liess auch sehr zu wünschen übrig, geschweige dass sie sich bei politischen Auseinandersetzungen exponierten und zusammenstanden. Wenigstens wurde von den SMUV-Bewohnern 1951 eine SP-Sektion gegründet.

Die *Haltung der Kirche* gab bei uns zu Hause viel Anlass zu scharfer Kritik, und mein Vater sagte immer, dass es eigentlich unglaublich sei, wie schamlos Ausbeuter in die Kirche gingen und wie wenig «Gottes Bodenpersonal» ihnen christliche Verantwortung beibringe. Fromme Sprüche oder Schweigen zu Ungerechtigkeiten reichten einfach nicht. Die Kirche müsse sich heute auf die Seite der Unterdrückten stellen – nicht Kanonen segnen, Unternehmer schonen, die miese Löhne zahlen, Banken schützen, die schmutzige Geschäfte tätigen, und

dann die Notleidenden verträsten auf ein Paradies nach dem Tode.

Hoffnungsvolle, befreiende Strömungen in der Kirche waren zu dieser Zeit fast noch nicht spürbar, oder ich wusste nichts davon. Viel mehr Ansporn gab mir damals die aufkommende Friedensbewegung mit ihren Ostermärschen gegen die atomare Bewaffnung der Schweiz.

Ich muss auch gestehen, dass ich mich nicht auf Auseinandersetzungen mit Kirchenmenschen einliess, sondern einfach den Austritt aus der Kirche gab und auch dem Dorf den Rücken kehrte. Nie mehr, dachte ich, werde ich in diesen katholischen Kanton zurückkehren und auch von der reichen protestantischen Kirche hatte ich genug (schön überheblich).

Damals war es für mich einfach unvorstellbar, in der Kirche für Veränderungen zu kämpfen – die Hierarchie schien mir zu mächtig und zu angesehen.

Mein Vater war entsetzt über meinen Schritt, obwohl er ja viel dazu beigetragen hatte, und noch entsetzter über meinen Entscheid, in Zürich 1965 der PdA beizutreten – einem faszinierenden Kreis um Konrad Farner. 1969 trat ich aber wieder aus.

Heute, nach über 20 Jahren, stehe ich fast wieder am Ausgangspunkt, aber mit anderen Voraussetzungen, etwas mehr Erfahrungen, mehr Toleranz, ich hoffe, auch mit etwas mehr Reife und sicher einem wichtigen Erbe.

Weniger konsequent bin ich, glaube ich, nicht geworden, aber etwas geduldiger.

Hoffnung auf einen neuen Menschen und eine andere Kirche

Heute kann ich auch wieder *christliche Grundsätze* neben meinen eher sozialistischen vertreten.

Ich lebe wieder im Kanton Zug und mische mich wieder ein – mache sehr wahrscheinlich vor allem Stellvertreterpolitik –, weil ich das Gefühl und die Überzeugung habe, dass ich hier am meisten nützen kann. 1972 trat ich nach meiner Rückkehr aus Prag der SP bei, war im Kantonalvorstand, später sogar in der schweizerischen Geschäftsleitung. 1983 gab ich meinen Austritt – nicht wegen der Diskussion um die

Regierungsbeteiligung – viel eher wegen der «lauen» Haltung der SP.

In diesem Kanton kenne ich mich aus, er ist auch meine Heimat, und die will ich im richtigen Sinne bewahren. Aufenthalte in Prag, Nicaragua und El Salvador haben mich hellhöriger gemacht für die Zusammenhänge und für das, was hier in der Schweiz und in Zug geändert werden muss, damit es den Menschen auch in der *Dritten Welt* besser geht.

Ich habe engagierte Christinnen und Christen in der Solidaritätsbewegung mit Lateinamerika kennengelernt, die ihre Sache ungeheuer ernst nehmen, politische Zusammenhänge aufzeigen und kritisieren, genau so scharf wie meine sozialistischen Freundinnen und Freunde – bei ihnen fühle ich mich wohl.

Die *Theologie der Befreiung* ist für sie nicht ein abstrakter Modebegriff, sie setzen christliche Befreiung in die Tat um und verträsten nicht auf ein späteres Paradies. Sie sind unbequem, geben mir aber Hoffnung auf einen neuen Menschen und eine andere Kirche. Wir, diese Christen und Sozialisten, sind immer noch in der Minderheit, aber Gespräche und gemeinsame Aktionen sind möglich geworden.

Dieses Engagement hat auch viel Phantasie, wird auch mit Fröhlichkeit und Lebenslust vertreten – Dinge, die ich zu Hause oft vermisste. Alles war so ernst, fast deprimierend, was ja auch den Tatsachen entsprach, mir aber oft den Mut nahm.

Enttäuscht über das Parteichristentum

Dies die hoffnungsvolle Seite von linken Christinnen und Christen – die andere parteipolitische Seite erlebte ich in den vergangenen zweieinhalb Jahren im *Parlament* mit meinen Kolleginnen und Kollegen von der CVP, an die ich einfach höhere ethische Ansprüche stelle als an die FDP.

Fragwürdig waren mir die Entscheide von *CVP-Politikern* schon früher, aber so hautnah wie in den letzten Jahren hatte ich dies noch nicht erlebt. Wohl fühle ich mich im Parlament sowieso nicht, auch weil wir zwei von der SGA (Sozialistisch-Grüne Alternative) eine kleine Minderheit im Rat von 80 Menschen sind, und ich mich ungeheuer anstrengen muss, mit diesen, mir

fremden Menschen umzugehen – und dass ich überhaupt verstanden werde (oft denke ich an die Zeit im Dorf zurück).

Die CVP ist mit ihren 30 Vertreterinnen und Vertretern eine grosse Übermacht und könnte mit ihren Entscheiden viel beitragen zu einem anderen Kanton Zug – aber eben, nicht einem von unseren Vorstössen hat sie zum Durchbruch verholfen. Ob es um die Unterstützung der Flüchtlinge aus Südafrika in Tansania ging oder um die materielle Hilfe für das Missionshaus Bethlehem oder um regelmässige Entwicklungshilfe aus dem Kanton Zug für die Dritte Welt oder um das Ansehen des Finanzplatzes Zug – nicht eines dieser Anliegen, die klare *christliche Anliegen* sein sollten, wurde von der CVP unterstützt.

Aber auch ganz *zugerische Anliegen*, die genau so wichtig sind und von unserer Seite eingebracht wurden, z.B. in den Bereichen Umweltschutzpolitik, Wohnbau- und Verkehrspolitik, fanden die CVP-Politiker nicht unterstützungswürdig. Genauso geht es im Zusammenhang mit der so wichtigen Asylfrage und den Flüchtlingen, die bei uns nun wohnen und sich wohl fühlen sollten. Es hagelt viele Ausreden, wenn man diese Politiker zur Rede stellt, und sie entscheiden weiter sehr wirtschafts- und profitgläubig und damit, nach meiner Meinung, auch sehr egoistisch.

Ich bin in der SGA, könnte ich denken, was geht mich da die Haltung der CVP an? Aber ich mache ja diese Vorstösse nicht, um mich zu profilieren, sondern weil ich glaube, dass wir im Parlament Weichen stellen und mit gutem Beispiel viel bewirken können, damit auch die Bevölkerung im Kanton Zug solidarisch handeln und denken lernt. Ist es zuviel verlangt, wenn ich hoffe und erwarte, dass Christen im Parlament nicht Partei für Steuerflüchtlinge, Rohstoffhändler, Spekulanten und Apartheidfreunde ergreifen, sondern auf der Seite derjenigen stehen, die sich nicht wehren können und ausgebeutet werden. Die CVP, von der man eigentlich erwarten sollte, dass sie die Dreckgeschäfte, die auf dem Finanzplatz Zug getätigt werden, anklagen würde, stellt sich genauso auf die Seite der Rassisten wie die FDP. Die kleine SGA ist heute leider die einzige Bewegung, die auf dem Platz Zug versucht, für die Schwarzen

in Südafrika einzustehen. Sogar die SP schweigt.

Noch ein Beispiel aus der vergangenen Sitzung: Ein FDP-Kollege, der mit mir in der Gruppe GFS ist, ein Zuger Grossunternehmer, der fleissig in die Kirche geht, die aber ja nicht zu kritisch werden darf, und sich gerne ins Mystische zurückzieht, wenn man von ihm Entscheide verlangt, auch er stimmte im Rat gegen meine Forderung nach Entwicklungshilfe.

In solchen Momenten verstehe ich dann ganz einfach nichts mehr und frage mich, was da wohl mitspielt, dass Männer und Frauen, die sich zum Christsein bekennen, so entscheiden. Oder spielt immer noch das verschwiegene Argument eine Rolle, dass diese Vorstösse von «Linken» kommen?

Warum entscheiden Christinnen und Christen in der Öffentlichkeit so *egoistisch und heuchlerisch*? Haben sie Angst um ihre oft guten wirtschaftlichen Stellungen? Haben sie Angst, nicht mehr gewählt zu werden? Oder haben sie zu wenig Mut, abseits, aber richtig zu stehen?

Die kirchlichen Autoritäten machen ihnen auch nicht gerade Mut, Stellung zu beziehen, obwohl es in der Kirche heute genug mutige Männer und Frauen gäbe, die beispielhaft sein könnten.

Es ist wohl auch fatal, wenn engagierte Christinnen und Christen die Kirche verlassen und die kirchlichen Ämter den bürgerlichen Konservativen überlassen. Diese zwingen dann den Verbleibenden eine ihnen ins politische Konzept passende Kirchenhaltung auf. Der Platz auf der Kanzel wird dann wieder vermehrt den Männern und Frauen überlassen, die ins System passen und fortschrittliche Strömungen in der Kirche unterdrücken.

Für mich bleibt zum Schluss vielleicht die Hoffnung, dass Christinnen und Christen zusammen mit Sozialistinnen und Sozialisten in Zukunft wirklich lernen, gemeinsam für einen *ändern Kanton* und eine *solidarische Schweiz* einzustehen.